

Der Peter

Von E. W. Düwahl.

Der Herr Rat Amadeus Krickelberg schritt mit steifen, würdigen, seinem vorgeschrittenen Alter angemessenen Schritten, mit einer seinem wichtigen Gang angepassten Kleidung durch die Straßen der sich zum Mittagbrot rüstenden Kleinstadt.

Hinter ihm her lief auf silbernen Pantöffelchen ein bald heiteres, bald listig-boshaftes kleines Lachen.

Das war dem Herrn Rat äußerst verdrießlich, und ab und an blieb er stehen und warf einen bitterbösen Blick hinter sich.

Dann war jedoch nichts zu sehen. Das Lachen war weg, einfach verschwunden! Entweder hatte es sich in einem Hausflur versteckt, oder war zwischen ein paar harmlos dastehende und miteinander plaudernde Bürger gekrochen. Noch verdrießlicher ging der Herr Rat weiter, und es dauerte gar nicht lange, dann hörte er hinter sich wieder das verdächtige Geräusch.

Sein Gesicht hätte der neugierigen Miwelt sicher noch mehr Knitterfalten gezeigt, hätte er gewußt, daß ein loses Gerücht sich Schnellläuferstiefel angezogen hatte und vor ihm hergelaufen war. Auch daß dieses Gerücht überall, wo es in die Tür guckte, freundliche Aufnahme und bereitwillige Unterstützung fand, wußte der Herr Rat zum Glück nicht, sonst hätte er Frau Bäckermeister Franzen, Frau Schlachter Schulten, ja sogar die Frau Doktor Kerner im Vorübergehen nicht mit steifer Grandezza gegrüßt, sondern sie gewißlich mit eifriger Verachtung gestraft.

Wie kam nun dieses Gerücht auf die Beine!

Am Tage vorher stand der Herr Rat Krickelberg am Bahnhof und erwartete den Mittagzug.

Das war an und für sich schon sonderbar!

„Was hat der Herr Rat Krickelberg am hellen Mittag auf dem Bahnhof zu tun,“ sagte Schneider Schnellen, der immer am Bahnhof anzutreffen war, zu Seller Brand, „wo er doch niemals nie verreist, und doch auch, soviel ich wußte, niemals einen abgeholt hat?“

Das wußte Seller Brand, der ein bißchen „vor die Neugierde“ zum Bahnhof ging, auch nicht. Er und Schneider Schnellen nahmen den Herrn Rat darum recht scharf aufs Korn, um dies Wilderrätsel zu lösen.

Die Kleinbahn lief mit freundlicher Eilfertigkeit ein, hielt und entließ ihre wenigen Fahrgäste. Der Herr Rat Krickelberg hatte den Stock mit dem schön ziselierten alten Goldknopf vor sich hingestellt, beide Hände darauf gelegt und betrachtete erwartungsvoll die sich mit mehr oder weniger Eile aus den Wagentüren herauswuselnden Menschen.

„Wo sonderbar,“ tuschelte Schneider Schnellen, „er hätte sonst doch noch niemals einen erwartet“ — — —

„Aber nu, aber nu,“ flüsterte Seller Brand aufgeregt zurück, „nu hätte er ja wohl einen, um das is noch dazu ne Sie!“

Und richtig, aus der vierten Klasse kam noch zu guter Letzt eine rundliche Gestalt mit frischem Apfelgesicht, in ordentlicher, aber einfacher Kleidung, heraus. Das Aussteigen war etwas beschwerlich, denn in einem Arm hatte diese junge Person einen Korb, und in dem andern einen lustig strampelnden Jungen. Sie sah sich erst wie suchend um und steuerte dann hold erötend auf den Herrn Rat los, der sich seinerseits auch, allerdings ohne Erröten, in Bewegung gesetzt hatte.

„Dies is mich denn doch sehr sonderbar,“ murmelte Schneider Schnellen, „wo er doch sonst nie nich einen — —“

Wie von einer großen Überraschung erfaßt, zupfte er dann Seller Brand an den Rock, „das is ja doch, — ne, dies muß mich aber wundern, das is ja dem Bürgermeister seine gewesene Marie, die noch bis vor-vorigen Herbstmarkt bei ihm gedient hat.“

Seller Brand, der mit einem Auge nicht so recht in Ordnung war, konnte das nicht so sehen, und beschworen schoben sich die beiden etwas dichter an dies interessante Zusammentreffen heran.

Die allererste Begrüßung war wohl vorüber, als Schnellen in Hörweite kam. „Ja, Herr Rat,“ sagte gerade die junge

Person und sah ihren jetzt lustig fröhlichen Sproßling strahlend an:

„Und dies ist er nun!“

Der Herr Rat erschrak ordentlich, beugte sich dann aber zu dem pausbäckigen Jungen runter, strich ihm mit einem Finger über das rote Wäckchen und hielt ihm dann den goldenen Stockknopf unter die kleine Nase.

„Ei — ei —“ sagte er, und nach einer Weile: „Wie macht sich denn der Peter?“

Die Antwort verstand Schneider Schnellen nicht, dafür aber das Weitere:

„Wenn es also angängig ist und er sich in meine Häuslichkeit einfügt, nehme ich ihn zu mir, wenn nicht, dann müssen wir wohl dafür sorgen, daß er weggommt. Wie? — Ja, dann müssen wir ihn eben umbringen, denn in fremde Hände gebe ich ihn nicht!“

Mehr hörten Schnellen und Seiler Brand nicht, denn zufällig guckte der Herr Rat Krickelberg sich um und sah zu seiner Verwunderung in zwei vor Erstaunen weit offen stehende Mäuler, in denen noch ein paar einsam stehende Zahnsäulen von verschwundener Herrlichkeit zeugten. Der Herr Rat räusperte sich vernehmlich, wenn er etwas Unangenehmes in seiner Nähe wußte, und sah sich noch einmal so recht scharf um, konnte aber niemand mehr entdecken.

Seiler Brand und Schneider Schnellen standen an einer entfernt liegenden Ecke des Bahnhofes und handschlagten und wütheten mit den Köpfen, daß es man so eine Art hatte.

„Gättest du mich das jemals gedacht, Brand? Nee sowas, er hat sich also mit 'ne richtige Liebchaft bemengt. Wenn das uns? Herr Burmeister wüßt, wo der Herr Rat doch als Freund aus und ein geht, — und dann erst das Fräul'n Burmeister? Und dennoch dazu mit Ihee gewesene Marie!“

„Hast du woll gesehen, Brand, wo er sich schulsch umgeguckt hat, als sie ihm man so einfach den Bengel hinhielt und sagte: „Dies is er nu!“

„Ja, Dummerschok —“ meinte Brand, „dies hätt ich nich von den Herrn Rat gedacht, das muß ich sagen,

wo er doch auch schon 'n ollerigen Herrn is.“

„Nee,“ sagte Schneider Schnellen, „was ich bin, ich bin noch ganz verbast, wo er doch sonst niemals nich — — — Aber allens ließ ich mich noch gefallen, hätt er bloß nich das vons Umbringen gesagt — —!“

„I, wo meinst du denn das,“ fragte Brand und seine Augen und Ohren hielten ordentlich nach etwas Schrecklichem. „Wen hat er denn gemeint mit's Umbringen?“

„Na, ihn,“ antwortete Schnellen mit überlegener Miene, „den Jungen, das sagt mich doch schon mein Verstand. Der is ihm im Wege bei das neue Verhältnis, in das er nu doch hineintritt.“

„Du meinst mit uns? Fräul'n Burmeister?“

„Versteht sich, mit unsen Burmeister sein Schwester. Sie is ja sonst auch ganz paßlich für ihn, mit den Jahren und allens. Aber dies, Wetter Brand, dies kann im Leben nich gut gehen!“

„Nee, dat kann ja woll gornich maeglich sin, uns? Herr Rat? Und mit Burmeister sin Marie? Dat wier doch 'n ganz verständig Diern. Hätt siek Ei ehr Mann ok nich verseihn, Fru Schnellen?“ fragte die kleine runde Schlachterfrau Schulten. „Nee, nee, wo is sowat blot to denken! — Un ich herw immer de besten Karbonaden vör em rutsneden! — Wer kann dat aewer ok ahnen, dat dat in Wirklichkeit so'n Ekkel is? — Un dorbi fall de Frigeratschon mit uns? Burmeister-Fröln nu woll los gahn, sin Hushöllersch hätt nu man gisein wat dorvon verstellt, dat he nu irnschaft mit den Gedanken umgeißt. Na, bi mit fall he siek sin Fleisch man leiwens nich mihr halen!“

Am andern Morgen saß der Herr Doktor Kerner an seinem Frühstückstisch und gähnte kräftig. Das war kein Wunder, denn er hatte in der letzten Nacht mit Glück und Erfolg einem sich eigenständig wehrenden kleinen Erdbürger den Weg ins Diesseits erleichtert. Nun war er dabei, seinem leiblichen Menschen durch erliche Eier und verschiedene Butterbrote wieder aufzuhelfen. Ihm gegenüber saß

seine Liebe. Frau Agnes, ein bißchen zu hager, ein bißchen zu blaß, und ein bißchen zu glatt gescheitelt. Sie war offensichtlich von einer großen Unruhe geplagt und spielte lauter mit Messer und Gabel, als es eigentlich angebracht war. Endlich sah Doktor Kerner auf:

„Du ist ja gar nicht, Agnes, hast du etwas?“

Piklert antwortete Frau Agnes:

„Reinhold, du tust, als ob gar nichts passiert wäre!“

„Passiert, ne, was ist denn passiert?“ fragte Doktor Kerner und biß herzhast in sein Butterbrot.

„Lieber Mann,“ — sagte Frau Agnes empört und unterstrich das „lieber“ lebhast, „ich habe dir schon heute Nacht diese haarsträubende Geschichte von dem Rat Krickelberg erzählt, und du tust, als ob du von gar nichts weißt.“

„Liebe Agnes,“ gab ihr Mann mit Gleichmut zurück und klopfte sich mit großer Seelenruhe das dritte Ei auf, „du weißt, wenn ich von einer schweren Arbeit nach Hause komme, bin ich todmüde und nicht mehr aufnahmefähig, du mußt meinem Gedächtnis etwas nachhelfen. Also was hat unser alter Krickelberg?“

„Eine ganz richtige ordinäre Liebchaft mit Bürgermeister verslossener Marie! Und — — ein Junge ist auch schon da!!!“

„Klatsch!“ sagte Doktor Kerner und warf das Messer ordentlich so hin, wie man eine Hand voll Lehm in einen Wassertümpel wirft, dann schenkte er sich noch ein Gläschen Rotwein ein.

„Reinhold, deine Art und Weise ist gradezu aufreizend!“

„Wie kannst du auf sowas reinfallen, Agnes. Woher hast du denn diese interessante Neugierde?“

„Von sehr glaubwürdiger Seite, lieber Mann. Frau Amtsrichter Wimmer hat gestern bei Franzens gebacken, da wurde es ganz öffentlich in der Backstube erzählt. Darauf kam die Amtsrichterin denn gleich zu mir. Sie weiß doch auch, daß Krickelberg immer bei Bürgermeister Beckers kommt und daß er Absichten auf Lene hat. Sie meint nun auch, daß ich, weil ich doch schon dreißig Jahre mit Lene Beckers befreundet bin, die

Verpflichtung habe, vor Krickelberg zu warnen.“

„Du mir bloß den einzigen Gefallen, Agnes, und menge dich nicht in solche Sachen. Krickelberg und Lene Beckers sind beide ein paar ältere, reife Menschen, die allein wissen, was sie zu tun haben.“

„Wenn er sie nun aber im Unklaren läßt über — —“

„Ach das ist ja dummes Zeug,“ sagte Doktor Kerner und langte nach dem Käse, einem schönen, fetten Limburger, „Nat Krickelberg ist ein feiner, vornehm denkender Mensch, der sich mit solchen Dummheiten nicht befaßt. Und sollte — sollte sage ich — doch ein Fünkchen Wahrheit an diesem Gerede sein, dann war es eine Blödsinnigkeit von ihm, die wohl jeder von uns in der einen oder andern Weise mal im Leben begeht, und für die er selbst nichts kann.“

„Aha, daher weht der Wind,“ sagte Frau Agnes spitz, „eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Nun, ich werde mich aber doch nicht abhalten lassen, meiner Freundschaftspflicht zu genügen, zumal man ja doch gar nicht weiß, wie schlimm die Sache ausläuft. Man spricht ja sogar von einem Versuch, das Kind um die Ecke zu bringen!“

„Quatsch,“ sagte Doktor Kerner jetzt schon ärgerlich und suchte auf dem Tisch vergebens nach Zahnstochern, „wir haben doch wohl mehr hysterische Weiber in der Stadt, als man denkt.“

„Reinhold,“ sagte Frau Agnes und war nun ganz Würde, „ich habe es ja schon immer empfunden, diese große Landpraxis nimmt dir die guten Umgangsformen.“

„Aber sie hat dich und mich doch immer noch recht nett satt gemacht,“ lachte Doktor Kerner schon wieder und ging in sein Sprechzimmer.

Um dieselbe Zeit ging der Herr Rat Krickelberg nachdenklich in seinem Zimmer auf und ab. Dann und wann blieb er vor einem Zierschrank stehen, entnahm ihm ein reizendes Meißner Porzellanfigürchen und betrachtete mit ehrlichem Bedauern ein abgebrochenes Stückchen.

„Zwanzigmal habe ich es der Frau Müller gesagt, sie soll die Porzellane nicht anrühren,“ murmelte der Herr Rat

vor sich hin, „aber geschieht es wohl? Was weiß auch solche Frau von der Lieblichkeit dieser kleinen Schöpfungen! Nichts! Aber weiter geht es so nicht, ich will nun doch ein schnelles Ende mit dieser Wirtshaft machen. Es muß ja ein wahrer Genuß sein, alles, was einem lieb ist, in guten verstehenden Händen zu wissen. Und Fräulein Beckers hat solche Hände, ja — die hat sie! Ich will doch heute Mittag gleich zu Bürgermeister's gehen und um einen raschen Entschluß bitten. Mit einem zärtlichen Streicheln stellte er das zersprungene Figürchen wieder an seinen Platz und bereitete seinen äußeren Menschen zu einem wichtigen Gang vor.

„Helene,“ sagte am gleichen Morgen der Bürgermeister Beckers zu seiner Schwester, die ihm in seinem Arbeitszimmer mit einer Handarbeit gegenüber saß, „Helene — die Sache mit Krickelberg ist mir fatal, fürchtbar fatal. Man kann diese — diese eigentümliche Geschichte, die ja wahrscheinlich in aller Leute Mund ist, doch nicht einfach ignorieren.“

Helene Beckers, die schon seit Jahren die Hauswirtschaft ihres Bruders leitete, war eine sympathische Erscheinung, die bisher mit klugen Augen und warmem Herzen durch's Leben gegangen war. Jetzt saß sie ihrem ziemlich ratlosen Bruder mit feinem Lächeln gegenüber.

„Ich weiß nicht, Fritz, ob wir dieser Geschichte, die meine liebe alte Freundin“ — dabei vertiefte sich das Lächeln — „mit solcher Bestimmtheit vorgetragen hat, nicht zuviel Gewicht beilegen? Wir kennen Krickelberg doch zu lange, um nicht zu wissen, daß er keiner Unehrigkeit fähig ist. Meiner Sympathie für ihn tut diese phantastische Geschichte jedenfalls keinen Abbruch.“

„Das ist ja alles ganz gut und schön, Helene, aber bedenke doch, was passiert heute nicht alles! Ich las z. B. gestern im Morgenblatt —“

„Ich weiß, ich weiß,“ wehrte Helene lachend ab, „höret doch ihr lieben Leute, diese große Mordgeschichte!“ —

„Du nimmst das so lächerlich, Helene, mir ist gar nicht wohl dabei! Ich habe doch immerhin eine gewisse Verantwort-

tung für dich, und ich muß die Sache auf jeden Fall erst klar stellen, ehe ich dulde —“

„Nimm es mir nicht übel, Fritz, wenn ich etwas energisch werde, aber in meinem Alter muß der Mensch über sein Tun und Lassen freie Hand haben, auch wie ich mich zu Krickelberg stelle, ist ganz und gar meine Sache. Und nun verschwende deine kostbare Zeit nicht mehr an diese Angelegenheit, damit das Wohl der Stadt nicht darunter leidet und die Auszehrung bekommt.“

„Ich weiß nicht, Helene,“ bemerkte der Bürgermeister mißbilligend, „wir kommen in letzter Zeit so schlecht überein. Seit du mit Krickelberg so vertraut bist, trittst du manchmal so eigentümliche Ansichten, daß ich fast fürchte, dieser Umgang — — hm — — ich habe z. B. neulich gelesen —“

„Aber die suggestive Macht der Verbrecherseele!“ lachte Helene, „nun hör aber auf, Fritz, sonst werde ich ernstlich böse!“

„Das würde mir sehr leid tun, aber auch das müßte ich ertragen, wenn ich dich dadurch vor etwas Schlimmem bewahren könnte.“

„Dann tu, was du nicht lassen kannst,“ sagte Helene ärgerlich, nahm ihre Handarbeit und ging hinaus.

„Ich werde die Sache jedenfalls zur Sprache bringen, wenn Krickelberg kommt,“ rief der Bürgermeister sehr ärgerlich hinter ihr her.

Also der Herr Rat Amadeus Krickelberg ging mit würdigen, seinem Alter angemessenen Schritten, mit einer seinem wichtigen Gang angemessenen Kleidung durch die friedlich im Sonnenschein liegenden Straßen der Kleinstadt, und hinter ihm her lief auf silbernen Pantoffelchen ein bald heiteres, bald listig-bochhaftes Lachen.

Vor dem Hause des Bürgermeisters angekommen, machte er die Entdeckung, daß die allzeit freundliche Mine, der jetzige Scheuergeist des Bürgermeistershauses, sehr vor ihm zurückwich. Wenn ich abergläubisch wäre, dachte er bei sich, würde ich das für kein gutes Zeichen nehmen, und dann betrat er mit einer eigentümlichen Befangenheit, die ihm

selbst sonderbar vorkam, das Zimmer des Stadtoberhauptes.

Der Bürgermeister selbst hatte sich vorgenommen, seinem Besucher erstmal mit möglichster Unbefangenheit gegenüber zu treten. Aber merkwürdig, er wollte wohl, aber es wollte nicht!

Nach der ersten, ziemlich einsilbigen Begrüßung herrschte Schweigen, direkt beklemmendes Schweigen!

Was sag ich mir, dachte der Bürgermeister, ich möchte ihm nicht gleich vor den Kopf stoßen, aber auch nicht zu freundlich sein. — So schwer hatte ich's mir doch nicht vorgestellt, dachte der Herr Rat und gab sich innerlich einen Ruck.

„Herr Bürgermeister,“ begann er, „es wird Ihnen ja nichts Neues sein, daß Ihr Fräulein Schwester und ich uns sehr gut verstehen. So gut, daß ich Sie bitte, sie mir fürs Leben anzuvertrauen. Falls Sie einverstanden sind, könnten wir, natürlich das Einverständnis Ihrer Fräulein Schwester vorausgesetzt, von einer Verlobungszeit absehen und die Trauung in allernächster Zeit vornehmen lassen. Ich bin ja in dem Alter, in dem man schon mit den Tagen des Glücks gelzen muß,“ setzte er nachdenklich hinzu. Der Bürgermeister war krampfhaft bemüht, sich dieser Situation gewachsen zu zeigen und suchte daher eifriger nach passenden Worten, als morgens beim Anziehen nach seinem Kragenknopf.

„Mein lieber Herr Rat,“ begann er endlich, „Sie sehen mich immerhin einigermaßen überrascht. Ihr Antrag ist ja natürlich sehr ehrenvoll — — und — — und — — meine Schwester muß ja im übrigen auch wissen, was sie tut, aber, aber so schnell, wie Sie sich das denken, geht es doch wohl nicht.“

Der Herr Rat wurde etwas steifer im Rücken, als er fragte: „Grundsätzlich hätten Sie also nichts gegen eine Vereinigung, Herr Bürgermeister?“

„Nein — nein — durchaus nicht,“ erwiderte der Bürgermeister, „aber da ist doch wohl so Verschiedenes, was vorher geregelt werden mußte und worüber man vor allen Dingen Aufschluß“ — —

„Ach so,“ meinte der Herr Rat, und ein kleines, etwas herablassendes Lächeln

spielte um seinen Mund, „Sie wollen über meine pekuniären Verhältnisse aufgeklärt sein. Ich dachte, die Höhe meines Einkommens wäre Ihnen so bekannt, daß sich ein Auslassen darüber erübrigte.“

„Ist es ja auch, ist es ja auch,“ beeilte sich der Herr Bürgermeister zu bestätigen, „ich meinte auch gar nicht die pekuniären Verhältnisse — —“

„Nicht? — — — Ja, was denn?“

„Ich meine, ich meine die andern Verhältnisse — —“

„Was meinen Sie?“ fragte der Rat und sah den Bürgermeister erstaunt an.

„Nun, die — andern Verhältnisse — —“

„Ja, wieso, ich verstehe Sie nicht!“

Es half dem Bürgermeister alles nichts, er mußte deutlicher werden.

„Nun, es gibt doch im Leben eines unversehrten Mannes Dinge — —“ er sah, wie das Gesicht des Rates einen undefinierbaren Ausdruck annahm — „ja, ja, man spricht nicht gern darüber, es ist aber doch besser, wenn solche Sachen vor der Ehe klargestellt werden. Ich las z. B. in einem bedeutenden Werk — — —“

„Nun weiß ich auch, worauf Sie hinaus wollen, Herr Bürgermeister, ich bin allerdings einigermaßen erstaunt darüber, denn die letzten zwanzig Jahre meines Lebens liegen so klar vor Ihnen — —“

„Na, und was vorher war,“ seine Lippen umspielte ein kleines Lächeln, „wird Sie ja kaum noch interessieren?“

„Nein gewiß nicht, gewiß nicht, lieber Rat, aber das muß mich denn doch interessieren, wenn — — —“

Der Rat zuckte die Achseln:

„Mir scheint, ich bin etwas begriffsstutzig geworden, Herr Bürgermeister.“

„Aber lieber Rat — —“ der Bürgermeister wand sich wie ein getretener Wurm, „die Geschichte mit der Marie?“

„Mit wa-a-a-s?“

„Mit der Marie — Sie wissen doch — —“

„Mit der Marie??“ Der Herr Rat sah aus, als ob er nicht wüßte, ob er an seinem oder des Herrn Bürgermeisters Verstand zweifeln sollte.

„Mit der Marie??“ wiederholte er noch einmal fassungslos, „was ist denn das mit der Marie?“

„Das möchte ich ja gerade wissen,“ antwortete der Bürgermeister, und seine Stimme verirrte sich in die höchsten Regionen.

„Wollen Sie sich nicht ein wenig deutlicher ausdrücken,“ sagte der Rat und erhob sich von seinem Stuhl.

„Noch deutlicher?“ fragte der Bürgermeister.

„Herr Bürgermeister!“ sagte der Rat und sah fast drohend auf den vor ihm Stehenden herab.

Gegen so viel Verstocktheit fühlte der Bürgermeister eine gelinde Wut in sich aufsteigen, er vergaß alle Rücksicht.

„Und wie ist es denn mit dem Kleinen?“

„Mit welchem Kleinen?“

„Nun dem — dem Peter, oder wie er sonst heißt? Den Sie zu sich nehmen wollten — oder nicht wollten!“

„Der Peter?“ fragte der Rat und seine Aufregung flaute merklich ab, „der kleine Peter macht Ihnen soviel Sorgen? Du liebe Zeit, wenn ich das geahnt hätte, dann hätte man das arme Wurm ja gleich nach der Geburt umbringen können.“

„Umbringen,“ murmelte der Bürgermeister schauernd, „also doch!“

„Ist das etwas so Aufregendes?“ fragte der Rat Kopfschüttelnd.

Sprachlos sah der Bürgermeister den Rat an, und plötzlich wurde sein Blick starr. Und mit diesem Blick den Rat im Auge behaltend ging er rückwärts bis zur Thür.

Mit schrecklicher Erkenntnis war es ihm auf die Seele gefallen, der arme Rat war — — — geisteskrank!

„Ist sonst noch etwas, was Sie beunruhigt?“ fragte der Rat und dachte: Daß der Bürgermeister die Weisheit nicht mit Köpfeln gegessen hat, wußte ich ja, aber daß er direkt komisch ist — — —

Dem Bürgermeister fiel im selben Augenblick ein, daß man Erkrankten dieser Art jeden Willen tun müsse. Er setzte also plötzlich das lieblichste Gesicht von der Welt auf und versicherte ein über das andere Mal: „Nicht das Geringsste, Herr Rat, aber nicht das Geringsste, es ist dann alles in bester Ordnung — —“

„Und was war denn das noch mit der Marie?“ fragte der Rat, der nun Oberwasser hatte, „was wollten Sie da noch wissen?“

„Von der Marie?“ fragte der Bürgermeister unschuldig, „o nichts, Herr Rat, sagte ich etwas von einer Marie? O — das war gewiß — — ich las kürzlich eine Geschichte, da kam — —“

Merkwürdig, dachte der Rat, ganz merkwürdig! Dieser Mann! — —

„Kann ich dann nun vielleicht Fräulein Helene — —?“

„Helene — — aber gewiß, Herr Rat,“ versicherte der Bürgermeister, und Schweißtröpfchen perlten auf seiner Stirn, „aber, ob sie heute zu Hause — —“

„Ja, sie ist zu Hause,“ sagte eine bekannte Stimme, und Helene Beckers trat ins Zimmer. Aber auch sie benahm sich merkwürdig, sie setzte sich auf den ersten besten Stuhl und lachte, lachte, als ob sie mit dieser Beschäftigung überhaupt nicht wieder aufhalten wollte.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ rief sie endlich, „ich war im Nebenzimmer und mußte Ihre mit allerlei Kraftaufwand geführte Unterhaltung notgedrungen hören. Und da die Angelegenheit mich betrifft und begreiflicherweise auch sehr interessiert, habe ich mir, schrecklich zu sagen, kein Gewissen daraus gemacht, ruhig in der Stube zu bleiben. Aber auf die Dauer hält das ein vernünftiger Mensch nicht aus.“

„Helene!“ warnte der Bürgermeister und machte nicht mißzuverstehende Bewegungen nach dem Rat hin.

„Helene,“ flüsterte der Rat und versuchte mitleidige Blicke auf den Bürgermeister zu werfen.

„Ja, das hilft nun alles nichts, lieber Brückelberg,“ sagte Helene immer noch lachend, „nun müssen wir alle mal raus mit dem Ladesock. Frau Fama dichtet Ihnen nämlich ein Rendezvous mit unserer früheren Marie auf dem Bahnhof an. Was hat's damit auf sich?“

Es dauerte eine ganze Weile, bis dem Herrn Rat klar wurde, was man von ihm wollte.

„Ja, — — — ein Rendezvous, wenn wir so sagen wollen, habe ich gestern allerdings gehabt. Mir war nur bekannt, daß sie die Frau eines Försters, oder

richtiger, eines Holzwärters, ist und früher einmal bei Ihnen gedient hat.“
 „Und was wollten Sie denn von ihr?“ forschte Helene weiter.

„O, das ist eine ganz bedeutungslose Geschichte,“ sagte der Rat, und nahm der Dame seines Herzens und seiner Porzellansammlung gegenüber Platz.

„Meine alte Tackelhündin kennen Sie doch, Fräulein Helene? Nun, besagte Tackelhündin beehrte mich mit vier hoffnungsvollen, schiefbeinigen Tackelsproßlingen. Einen davon behielt ich für mich, weil er gar so drollig war, und begabte ihn mit dem Namen Peter! Besagter Peter wurde aber so ein Unbänd, ein Teppichkraker, Stiefelfresser und so weiter, daß ich mich genötigt sah, ihn einem Erziehungsinstitut für Tackelsproßlinge zu übergeben, dessen Vorsteher der erwähnte Holzwärter war. Nun hatte ich erfahren, daß die junge Frau des

Holzwärters gestern hier durchkam, und da wollte ich doch die Gelegenheit wahrnehmen und mich nach meinem Peter erkundigen, ihr auch gleichzeitig das Pensionsgeld in die Hand drücken.“

„Und der Junge, den Sie Ihnen präsentierte?“

„War ihr Erstgeborener, den Sie mir bei dieser Gelegenheit vorstellte.“

„Nun, Fräulein, was sagst du nun?“ fragte Fräulein Beckers und sah sich nach dem Bruder um. Dessen Platz war jedoch leer, der Herr Bürgermeister waren lautlos verschwunden.

Helene war etwas verblüfft, und der Herr Rat machte eine Miene, als ob ihm das Verschwinden des Bürgermeisters und das Alleinsein mit Helene außerordentlich peinlich sei, und damit machte der sonst so wahrheitsliebende Herr in diesem Augenblick doch einmal aus seinem Herzen eine Mördergrube.

Der Brogurist

W. Müller-Gordon.

Seit 36 Stunden fehlt die Sonne am Strande.

Da merken alle gleich doppelt und dreifach, wieviel ihnen außerdem noch fehlt, und jeder hängt seinen Sachen nach, die er glaubte zu Hause gelassen zu haben. Kommt die Post, bringt sie schlechte Nachrichten; kommt keine, so macht man sich schlechte Gedanken.

Prokurist Seebach schimpft durch die Wände seines Strandzeltes hindurch:

„So äne Sauwärterschaft, zis nich zezachen; uff geenen gammer sich verlassen. Aus der Haut gennte mer fahren!“

Seine Frau sucht ihn zu beruhigen:

„Nu Alex, hab' ich der nich chesacht, mer woll'n noch eene Woche warten? Da hätteste doch gennen die Sache mit der Spinneret selber erlädichen.“

„Ach, das is alles ehal, irchent eenen Steen lecht mer der Deiwel immer in' Weech. Da hätten mer warten genn' bis uf Weihnachten.“

„Na, gannste denn nich telepho-

„Nä!“ schmettete Herr Seebach, „mit die Brüder nich! Ich muß an Menschen ins Gesicht sehen gennen, denn weech ich, wie ersch meent.“

Daderhinne haste cha noch recht.“

Immer, wenn eine Frau ihrem Manne recht gibt, ist er schon ein Stück besänftigt. Eben will Herr Seebach den Spaten nehmen, um die Strandburg zu renovieren, da erkönt aus deren Eingang ein freundliches, „Guten Morgen. Wünschen die Herrschaften Räucherware oder Obst?“

Ein altes Frauchen mit bepaktem, flachen Handkorbe lächelt sie unter einem breitrandigen schwarzen Hute an.

Seebach dreht sich um, stützt einen Augenblick und brummt dann: „Hm. Nu, saachen Se mal, Sie altes Muderchen, wie machen Se'n des eechentlich, daß Se'n ehal vergmiecht sind?“

„Na, da hört sich doch so“, kommt die lächelnde Antwort.

„Cheheert sich so? Hm. Ach so? Cheheert sich so! — Na, da gennen